

getreu abconterfeit. Ein starrer puritanischer Kopf, angelehnt an eine steinerne Wand — bei einer hastigen Bewegung des Kopfes nach hinten könnte er sich sehr beschädigen. Das Portrait ist an den Fenstern von Goupil und Ritter ausgehängt. Es wird viel betrachtet und Guizot muß schon in effigie viel aussehn von den malitiosen Zungen.

25.

Paris, den 6. November 1840.

Ueber die Juliusrevolution und den Antheil, den Ludwig Philipp daran genommen, ist jetzt ein Buch erschienen, welches die allgemeine Aufmerksamkeit erregt und überall besprochen wird. Es ist dies der erste Theil von Louis Blanc's Histoire de dix ans. Ich habe das Werk noch nicht zu Gesicht bekommen; sobald ich es gelesen, will ich versuchen, ein selbstständiges Urtheil darüber zu fällen. Heute berichte ich Ihnen bloß, was ich von vorn herein über den Verfasser und seine Stellung sagen kann, damit sie den rechten Standpunkt gewinnen, wovon aus Sie genau ermessen mögen, wie viel Antheil der Parteigeist an dem Buche hat, und wie viel Glauben Sie seinem Inhalt schenken oder verweigern können.

Der Verfasser, Herr Louis Blanc, ist noch ein junger Mann, höchstens einige dreißig Jahre alt, obgleich er seinem Neußern nach wie ein kleiner Junge von dreizehn Jahren aussieht. In der That, seine überaus winzige Gestalt, sein rothbäckiges, bartloses Gesichtchen und auch seine weichtlich zarte, noch nicht zum Durchbruch gekommene Stimme geben ihm das Ansehen eines allerliebsten Bütchens, das eben der dritten Schulklasse entsprungen und seinen ersten schwarzen Frack trägt, und doch ist er eine Notabilität der republikanischen Partei und in seinem Raisonnement herrscht eine Mäßigung, wie man sie nur bei Greisen findet. — Seine Physiognomie, namentlich die muntern Neuglein, deuten auf südfranzösischen Ursprung. Louis Blanc ist geboren zu Madrid, von französischen Eltern. Seine Mutter ist Corsicanerin und zwar eine Pozzo di Borgo. Er ward erzogen in Nodéz. Ich weiß nicht, wie lange er schon zu Paris verweilt, aber bereits vor sechs Jahren traf ich ihn hier als Redacteur eines republikanischen Journals, le Monde geheißten und seitdem stiftete er auch die Revue du Progrès, das bedeutendste Organ des Republikanismus. Sein Vetter Pozzo di Borgo, der ehemalige russische Gesandte, soll mit der Richtung des jungen Mannes nicht sehr zufrieden gewesen sein, und darüber nicht selten Klage geführt haben. (Von jenem berühmten Diplomaten sind, nebenbei gesagt, sehr betrübende Nachrichten hier angelangt, und seine Geisteskrankheit scheint unheilbar zu sein; er verfällt manchmal in

Näherer, und glaubt alsdann, der Kaiser Napoleon wolle ihn erschießen lassen). Louis Blanc's Mutter und seine ganze mütterliche Familie lebt noch in Corsica. Doch das ist die leibliche Sippschaft, die des Blutes. Dem Geiste nach ist Louis Blanc zunächst verwandt mit Jean Jaques Rousseau, dessen Schriften der Ausgangspunkt seiner ganzen Denk- und Schreibweise. Seine warme, nette, wahrheitliche Prosa erinnert an jenen ersten Kirchenvater der Revolution. L'organisation du travail ist eine Schrift von Louis Blanc, die bereits vor einiger Zeit die Aufmerksamkeit auf ihn lenkte. Wenn auch nicht gründliches Wissen, doch eine glühende Sympathie für die Leiden des Volks, zeigt sich in jeder Zeile dieses kleinen Opus, und es bekundet sich darin zu gleicher Zeit jene Vorliebe für unbeschränkte Herrscherei, jene gründliche Abneigung gegen genialen Personalismus, wodurch sich Louis Blanc von einigen seiner republikanischen Genossen, z. B. von dem geistreichen Piat, auffallend unterscheidet. Diese Abweichung hat vor einiger Zeit fast ein Zerwürfniß hervorgebracht, als Louis Blanc nicht die absolute Pressfreiheit anerkennen wollte, die von jenen Republikanern in Anspruch genommen wird. Hier zeigte es sich ganz klar, daß diese letztern die Freiheit nur der Freiheit wegen lieben, Louis Blanc aber dieselbe vielmehr als ein Mittel zur Beförderung philantropischer Zwecke betrachtet, so daß ihm auf diesem Standpunkte die gouvernementale Autorität, ohne welche keine Regierung das Heil des Volks fördern könne, weit mehr gilt, als alle Befugnisse und Berechtigungen der individuellen Kraft und Größe. Ja vielleicht schon wegen seiner Taille ist ihm jede große Persönlichkeit zuwider, und er schiel an sie hinauf mit jenem Mißtrauen, das er mit einem andern Schüler Rousseau's, dem seligen Maximilian Robespierre, gemein hat. Ich glaube, der Anirys möchte jeden Kopf abschlagen lassen, der das vorgeschriebene Recrutenmaß überragt, versteht sich im Interesse des öffentlichen Heils, der allgemeinen Gleichheit, des socialen Volksglücks. Er selbst ist mäßig, scheint dem eignen kleinen Körper keine Genüsse zu gönnen, und er will daher im Staate Nüchternheit einführen, wo für uns alle dieselbe spartanische schwarze Suppe gekocht werden soll, und was noch schrecklicher, wo der Riese auch dieselbe Portion bekäme, deren sich Bruder Zwerg zu erfreuen hätte. Nein, dafür dank' ich, neuer Likörg! Es ist wahr, wir sind alle Brüder, aber ich bin der große Bruder und Ihr seid die kleinen Brüder, und mir gebührt eine bedeutendere Portion. Louis Blanc ist ein spaßhaftes Compositum von Kiliputaner und Spartaner. Jedenfalls traue ich ihm eine große Zukunft zu, und er wird eine Rolle spielen, wenn auch eine kurze. Er ist ganz dazu gemacht, der große Mann der Kleinen zu sein, die einen solchen mit Leichtigkeit auf ihren Schultern zu tragen vermögen, während Menschen von colossalem Zuschnitt, ich möchte fast sagen Geister von starker Corpulenz, ihnen einen zu schwere Last sein möchten.

Das neue Buch von Louis Blanc soll vortreflich geschrieben sein, und da es eine Menge unbekannter und boshafter Anekdoten enthält, hat es schon ein stoffartiges Interesse für die schadenfrohe große Menge. Die Republikaner schwelgen darin mit Wonne; die Misere, die Kleinheit jener regierenden Bourgeoisie, die sie stürzen wollen, ist hier sehr ergößlich aufgedeckt. Für die Legitimisten aber ist das Buch wahrer Caviar, denn der Verfasser, der sie selbst verschont, verhöhnt ihre bürgerlichen Befieger und wirft vergifteten Koth auf den Königsmantel von Ludwig Philipp. Sind die Geschichten, die Louis Blanc von ihm erzählt, falsch oder wahr? Ist letzteres der Fall, so hätte die große Nation der Franzosen, die so viel von ihrem Point-d'honneur spricht, sich seit zehn Jahren von einem gewöhnlichen Gaukler, von einem gekrönten Bosco regieren und repräsentiren lassen. Es wird nämlich in jenem Buche Folgendes erzählt: Den 1. August, als Carl X. den Herzog von Orleans zum Lieutenant-General ernannt, habe sich Dupin zu letztem nach Neuilly begeben und ihm vorgestellt, daß er, um dem gefährlichen Verdacht der Zweideutigkeit zu entgehen auf eine entschiedene Weise mit Carl X. brechen und ihm einen bestimmten Absagebrief schreiben müsse. Ludwig Philipp habe dem Rathe Dupins seinen ganzen Beifall geschenkt und ihn selbst gebeten, einen solchen Brief für ihn zu redigiren; dieses sei geschehen und zwar in den derbsten Ausdrücken, und Ludwig Philipp, im Begriff, den schon mit einem Adreß-Couverte versehenen Brief zu versiegeln und das Siegellack bereits an die Wachskerze haltend, habe sich plötzlich zu Dupin gewandt mit den Worten: in wichtigen Fällen consultire ich immer meine Frau, ich will ihr erst den Brief vorlesen, und findet er Beifall, so schicken wir ihn gleich ab. Hierauf habe er das Zimmer verlassen, und nach einer Weile mit dem Briefe zurückkehrend habe er denselben schnell versiegelt und unverzüglich an Carl X. abgeschickt. Aber nur das Adreß-Couvert sei dasselbe gewesen, dem plump Dupin'schen Briefe jedoch habe der fingerfertige Künstler ein ganz demüthiges Schreiben substituir't, worin er, seine Unterthanentreue betheuernd, die Ernennung als Lieutenant-General annahm und den König beschwor, zu Gunsten seines Enkels zu abdiciren. Die nächste Frage ist nun: wie ward dieser Betrug entdeckt? Hierauf hat Herr Louis Blanc einem Bekannten von mir mündlich die Antwort ertheilt: Herr Berryer, als er nach Prag zu Carl X. reiste, habe demselben ehrfurchtsvoll vorgestellt, daß seine Majestät sich einſt mit der Abdication etwas zu sehr übereilt, worauf ihm Se. Majestät, um sich zu justifyciren, den Brief zeigte, den ihm zu jener Zeit der Herzog von Orleans geschrieben; den Rath desselben habe er um so eifriger befolgt, da er in ihm den Lieutenant-General des Königreichs anerkannt hatte. Es ist also Herr Berryer, welcher jenen Brief gesehen hat und auf dessen Autorität die ganze Anekdote beruht. Für die Legitimisten ist diese Autorität gewiß hin-

reichend, und sie ist es auch für die Republikaner, die alles glauben, was der legitime Haß gegen Ludwig Philipp erfindet. Wir sahen dieses noch jüngst, als eine verrufene Bettel die bekannten falschen Briefe schmiedete, bei welcher Gelegenheit Herr Berryer sich bereits als Advocat der Fälschung in vollem Glanze zeigte. Wir, die wir weder Legitimist noch Republikaner sind, wir glauben nur an das Talent des Herrn Berryer, an sein wohlklingendes Organ, an seinen Sinn für Spiel und Musik, und ganz besonders glauben wir an die ungeheuren Summen, womit die legitimistische Partei ihren großen Sachwalter honorirt.

Was Ludwig Philipp betrifft, so haben wir in diesen Blättern oft genug unsere Meinung über ihn ausgesprochen. Er ist ein großer König, obgleich ähnhlicher dem Odyseus als dem Ahar, dem wüthenden Autokraten, der im Zwist mit dem erfindungsreichen Duhler gar kläglich unterliegen mußte. Er hat aber die Krone Frankreichs nicht wie ein Schelm escamotirt, sondern die bitterste Nothwendigkeit, ich möchte sagen die Ungnade Gottes drückte ihm die Krone aufs Haupt, in einer verhängnißvollen Schreckensstunde. Freilich, er hat bei dieser Gelegenheit ein Bischen Komödie gespielt, er meinte es nicht ganz ehrlich mit seinen Committenten, mit den Juliusheben, die ihn aufs Schild erhoben — aber meinten es diese so ganz ehrlich mit ihm, dem Orleans? Sie hielten ihn für einen bloßen Hampelmann, sie setzten ihn lustig auf den rothen Sessel, im festen Glauben, ihn mit leichter Mühe wieder herabwerfen zu können, wenn er sich nicht gelenkig genug an den Drähten regieren ließe, oder wenn es ihnen gar einfiel, die Republik, das alte Stück, wieder aufzuführen. Aber diesmal, wie ich bereits mal gesagt habe, war es das Königthum selbst, welches die Rolle des Junius Brutus spielte, um die Republikaner zu täuschen, und Ludwig Philipp war klug genug, die Maske der schafmüthigen Einfalt vorzunehmen, mit dem großen sentimentalen Parapluie unterm Arm wie Staberle durch die Gassen von Paris zu schlendern, Bürger Creti und Bürger Pleti die ungewaschenen Hände zu schütteln, und zu lächeln und sehr gerührt zu sein. Er spielte wirklich damals eine curiose Rolle, und als ich kurz nach der Juliusrevolution hierherkam, hatte ich noch oft Gelegenheit, darüber zu lachen. Ich erinnere mich noch sehr gut, daß ich bei meiner Ankunft gleich nach dem Palais Royal eilte, um Ludwig Philipp zu sehen. Der Freund, der mich führte, erzählte mir, daß der König jetzt nur zu bestimmten Stunden auf der Terrasse erscheine; früher aber, noch vor wenigen Wochen, habe man ihn zu jeder Zeit sehen können, und zwar für fünf Francs. Für fünf Francs! — rief ich mit Verwunderung — zeigt er sich denn für Geld? Nein, aber er wird für Geld gezeigt, und es hat damit folgende Verwandniß: es giebt eine Societät von Claqueurs, Marchands de Contre-marques und sonstigem Lumpengesindel, die jedem Fremden anbieten, ihm

für fünf Frs. den König zu zeigen; gäbe man ihnen zehn Frs., so werde man ihn sehen, wie er die Augen gen Himmel richtet und die Hand betheuernd aufs Herz legt; gäbe man aber zwanzig Frs., so solle er auch die Marseillaise singen. Gab man nun jenen Kerls ein Fünffrankenstück, so erhoben sie ein jubelndes Vivatrufen unter den Fenstern des Königs, und höchstersehbare erschien auf der Terrasse, verbeugte sich und trat wieder ab. Hatte man jenen Kerls zehn Frs. gegeben, so schrien sie noch viel lauter und geberdeten sich wie besessen während der König erschien, welcher alsdann zum Zeichen seiner stummen Nührung die Augen gegen Himmel richtete, und die Hand betheuernd aufs Herz legte. Die Engländer aber ließen es sich manchmal zwanzig Frs. kosten, und dann ward der Enthusiasmus aufs höchste gesteigert, und sobald der König auf der Terrasse erschien, ward die Marseillaise angestimmt und so fürchterlich gegrölt, bis Ludwig Philipp, vielleicht nur um dem Gesang ein Ende zu machen, sich verbeugte, die Augen gen Himmel richtete, die Hand aufs Herz legte und die Marseillaise mitsang. Ob er auch mit dem Fuße den Tact schlug, wie behauptet wird, weiß ich nicht. Ich kann überhaupt die Wahrheit dieser Anekdote nicht verbürgen. Der Freund, der sie mir erzählte, ist seit sieben Jahren todt; seit sieben Jahren hat er nicht gelogen. Es ist also nicht Herr Berryer, auf dessen Autorität ich mich berufe.

26.

Paris, den 7. November 1840.

Der König hat geweint. Er weinte öffentlich, auf dem Throne, umgeben von allen Würdenträgern des Reichs, Angesichts seines ganzen Volks, dessen erwählte Vertreter ihm gegenüber standen, und Zeugen dieses kummervollen Anblicks waren alle Fürsten des Auslandes, repräsentirt in der Person ihrer Gesandten und Abgeordneten. Der König weinte! Dies ist ein betäubendes Ereigniß. Viele verdächtigen diese Thränen des Königs, und vergleichen sie mit denen des Meinecke. Aber ist es nicht schon hinlänglich tragisch, wenn ein König so sehr bedrängt und geängstet worden, daß er zu dem feuchten Hülfsmittel des Weinens seine Zuflucht genommen? Nein, Ludwig Philipp, der königliche Dulder, braucht nicht eben seinen Thränenbrüsen Gewalt anzuthun, wenn er an die Schrecknisse denkt, wovon er, sein Volk und die ganze Welt bedroht ist. —

Ueber die Stimmung der Kammer läßt sich noch nichts Bestimmtes vermuthen. Und doch hängt Alles davon ab, die innere wie die äußere Ruhe Frankreichs und der ganzen Welt. Entsteht ein bedeutender Zwiespalt zwischen den Bourgeois-Notabilitäten der Kammer und der Krone, so zögern die